

INTERVIEW

BACKCOVER

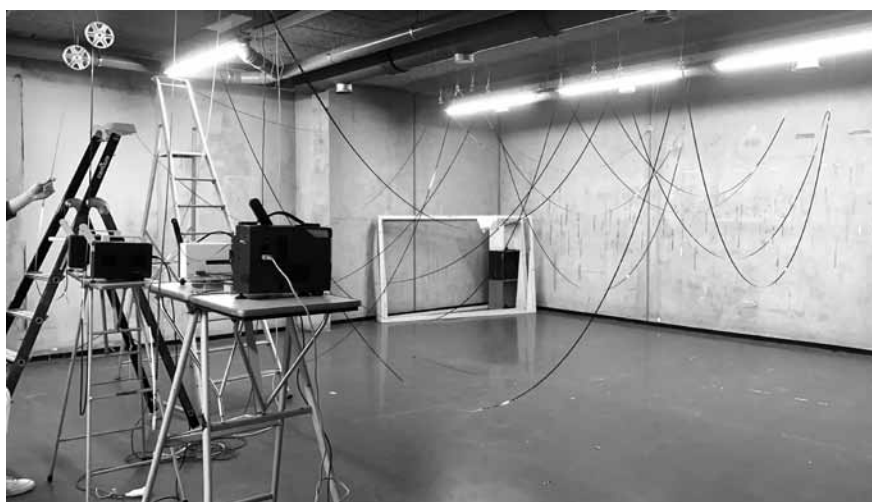
„Meine Werke bieten einen Zufluchtsort“

María Elorza Saralegui

Léa Giordano fotografiert, um Erlebtes einzufangen und filmt, um Gefühle zu verarbeiten. Dabei vermischt sie Zeitgefühl und eröffnet Parallelwelten. Ein Gespräch über die Unbeständigkeit von Film und Erinnerungen.

woxx: Léa, Sie haben mit Fotografie angefangen, arbeiten mittlerweile aber vor allem mit Film. Wie hat sich Ihre Praxis in den letzten Jahren entwickelt?

Léa Giordano: Nach dem Arts et Métier in Luxemburg habe ich erst mal Fotografie in Brüssel studiert. Es war eine schwierige Zeit, denn ich habe mich dort oft verloren gefühlt. Rückblickend kam der Wandel vom unbewegten zum bewegten Bild jedoch zu dieser Zeit: An der „École de recherche graphique“ in Brüssel habe ich zum ersten Mal gelernt, wie man Film entwickelt. Das hat damals keinen größeren Platz in meiner Praxis eingenommen – doch einige Jahre später auf der „Gerrit Rietveld Akademie“ in Amsterdam habe ich gemerkt, dass Bewegtbilder dennoch einen Einfluss auf meine Arbeitsweise haben. Für mich war das ein Aha-Moment. Unbewegte Bilder sind an sich schon sehr ausdrucksstark, doch das bewegte Bild – sogar ohne jeglichen Ton, ich arbeite ja analog – erlaubt dir, das Publikum anders zu stimulieren. Du entwickelst ein anderes Zeitgefühl, atmest mit der



Ausgestellte Installation während der „Nuits des musées“.

in der Hand gehaltenen Kamera mit. Es erschafft eine sinnliche Erfahrung. Seit letztem Sommer mache ich einen „Research Master“ an der Filmakademie in Amsterdam. Ich forsche über Zeit, Vergangenheit, Gefühle, Erinnerungen und vor allem diese sensorische Erfahrung von Film.

Was meinen Sie damit?

Anstatt einer Sache nur zweidimensional zu begegnen – auf einer unbewegten Fotografie – versuche ich anhand von Film, Landschaften zu erschaffen, die Zuschauer stimulieren. Durch die Präsentation bestimmter Farben oder intimer Szenen – wie die Darstellung

menschlicher Haut etwa – wecken die Bilder Erinnerungen. Film ist nicht nur visuell: Auch andere Sinne wie Gerüche spielen dabei eine Rolle und können Erinnerungen hervorrufen. Im Grunde geht meine aktuelle Arbeit der Frage nach, wie Bilder Gefühle wecken.

Was fasziniert Sie an der Arbeit mit einer analogen Kamera?

Es ist ein Format, das mich inspiriert, teils weil ich es nicht vollkommen kontrolliere. Außerdem ist es ein langsames Medium, obschon auch dies später nicht wahrnehmbar ist. Man gibt einem Bild einen eigenen materiellen Körper – der Film wird zu einem Schatz. Und gerade deshalb arbeite ich mit analogem Film. Zudem können die verschiedensten Farben und Elemente entstehen, es öffnen sich immer neue Türen. Ich bin einfach völlig verzaubert davon. Es ist dieses Unerwartete, das einem den wahren Respekt vor dem Medium abverlangt. Ich wünsche mir, dass die Leute genau diese Magie empfinden, wenn sie meine Werke sehen.

Warum bilden Gefühle und Erinnerungen die Basis Ihrer Werke?

Das erste Mal, als mich eine Erinnerung stark überkam, war, als ich einen Super8-Film meiner Familie sah. Die Farben des Kodachrome hatten eine besondere Intensität ... sie haben mich sofort in diesen bestimmten Moment zurückkatapultiert, und ich habe ihn

erneut erlebt. Diese Erfahrung hat mich enorm geprägt. Wenn ich ein Foto schieße, halte ich einen Moment für die Zukunft fest. Doch dieser Moment bleibt nicht bestehen. Deshalb mache ich nun Filme, die den Ablauf der Zeit selbst thematisieren. Zum Beispiel habe ich eine Installation geschaffen, „Ephemeral Echoes: A Tribute to Lost Memory“, in der Bleichmittel auf einen Film hinuntertröpfelt. Im Laufe der chemischen Reaktion lösen sich die Filmbilder langsam auf und symbolisieren den Verlust und die Vergänglichkeit der menschlichen Erfahrung. Oder ein anderes Werk, „As Long as it Lasts“, eine Super8-Installation mit vier simultanen Projektionen von Liebespaaren, die den Raum durchqueren. Dieses Werk beschäftigt sich mit der Angst, einen geliebten Partner zu verlieren. Der Betrachter steht vor diesen Projektionen und sieht sich sowohl mit den Liebespaaren auf der Leinwand als auch mit der mechanischen Essenz der Installation konfrontiert, die aus analogen Projektoren mit ihren unterschiedlichen Geräuschkulissen besteht.

„Indem ich diesen Gedanken, Fragen und Erinnerungen einen Körper gebe und sie auf Film banne, kann ich mich besser mit ihnen anfreunden.“

Das Endergebnis der Filme ist bei diesen Prozessen nicht vorhersehbar. Inwiefern spielt Kontrolle bei dem Entstehen eines Werkes eine Rolle?

Ich brauche viel Kontrolle über mein Umfeld. Fehlt mir das, fühle ich mich schnell verloren. Ich habe viele Ängste: Im Grunde bietet meine Arbeit mir einen Zufluchtsort. Im Leben gibt es jedoch so viele Momente, in denen man keine Kontrolle über das Geschehen hat. Dementsprechend nimmt dies in meinen Werken einen wichtigen Platz ein: Das Spielen mit und manchmal das Verlieren von Kontrolle – mit dem Medium Film als Assistent, oder halt als Chef, wie man es gerade nimmt. Das Bild des Pferdes, das in der woxx



Die Nachwuchskünstlerin Léa Giordano im Porträt.

Über die Künstlerin

Léa Giordano fotografierte schon als Kind. Während ihre Fotos ein spontanes Einfangen von Erlebnissen sind, arbeitet sie heutzutage hauptsächlich mit Film – Film „kommt aus meinen tiefsten Inneren“, sagt sie. „Indem ich diesen Gefühlen einen Körper gebe und sie auf Film banne, kann ich mich besser mit ihnen anfreunden.“ Zu ihren rezenten Werken gehören „Sun and Moon“, „Shared air.s“ oder „Sugnu Sicilano“, in denen sie unter anderem Identitätsfragen nachgeht. Ihren Inspirationsquellen gleich – von Marina Abramović und Andy Warhol bis zu Stan Brakhage – setzt sich Giordano mit Zeit, Kontrolle und dem Selbst auseinander. Mehr Informationen auf: www.leagiordano.com

FOTO: © COURTESY OF ARTIST



Blick hinter die Kulissen: Der Film „As Long as it Lasts“ als Installation im Raum.

erscheinen wird, ist ein gutes Beispiel: Anfangs hatte ich ein bestimmtes Bild im Kopf, ich wollte eine Solarisation (Anm.d.R. starke Überbelichtung des fotografischen Films) des Pferdes machen. Als ich das Bild in der Dunkelkammer entwickelt habe, habe ich mit Mattpapier statt meinem üblichen „Perlé satin“ gearbeitet und hatte jedoch keine Kontrolle über das ungewohnte Material. Und dann kam noch das rote Licht der Dunkelkammer dazu: Irgendwie ist mir das in rotes Licht getauchte Bild des Pferdes im Gedächtnis geblieben. Da habe ich eine Alternation des Fotos gemacht und es mit Photoshop erneut digital nachbearbeitet, sodass das Endergebnis grellrot ist. Film ist demnach ein organisches Medium und ich passe mich an, arbeite so, wie ich mich fühle und der Film es erlaubt.

Das Pferdebild ist eins der vier Fotos, die Sie auf unseren Backcovers im März vorstellen. Warum haben Sie sich für diese vier entschieden?

Anfangs wollte ich eine Serie von Porträts auswählen, doch die mögliche Auswahl war etwas überwältigend. Ich will den Lesern etwas geben, was sie ausschneiden und behalten könnten – das war am Ende mein Kriterium. Die ausgewählten Fotos sind alle irgendwie mysteriös, finde ich, als gehörten sie in die gleiche Welt. Zwei von ihnen kommen aus meiner Serie „Shelter of Blue“, an der ich sehr hänge. An dem Pferdefoto finde ich das Zusammenspiel von positiv und negativ – vor allem auch in schwarz-weiß, wie es nun gedruckt werden wird – sehr spannend, weil es nichts ist, was einem im

Alltag begegnet. Sowohl negativer als auch positiver Film nehmen eine große Rolle in meiner Arbeit ein. Positive Film können analog projiziert werden, negative hingegen behalte ich so, wie sie sind, oder wandle sie manchmal ins Digitale um und projiziere sie anschließend über Beamer. Das Pferd selbst finde ich geheimnisvoll, symbolträchtig und intelligent. Auch das zweite Bild, das ich ausgesucht habe, spielt mit dem Kontrast zwischen Schwarz und Weiß, und hat zudem eine Textur, die ich liebe. Das Bild mit den zwei Rehen hat auch etwas Rätselhaftes: Als ich das Negativ in der Hand hielt, konnte ich mich nicht daran erinnern, das Foto gemacht zu haben. Die beiden Rehe haben mich so überrascht, ich musste mich vergewissern, dass es sehr wohl meine Kamera war. Ist man beim Schießen eines Fotos zu sehr in seinem eigenen Kopf, dann verpasst man solche Momente. Das Foto erlaubt einem aber später, das Versäumte wieder zu erleben. Das letzte Bild habe ich in einer Wüste in Australien gemacht. Dabei schätze ich die Verbindung zwischen Menschen und Natur. Durch die Zusammenführung dieser verschiedenen Bilder und ihre Trennung von ihrem ursprünglichen Beitrag entsteht eine neue Erzählung: über das Verhältnis von Tier, Mensch und Natur, oder dessen Abwesenheit. So haben die einen Bilder einen Einfluss auf die anderen und fügen sich zu neuen Narrativen zusammen. Sie gehören zu etwas Ganzem, vielleicht diesem Zufluchtsort, den meine Werke für mich darstellen.

LITERATUR

COMING-OF-AGE-ROMAN

Die innere Raserei

Thorsten Fuchshuber

In seinem jüngsten Roman „Unter Wölfen“ lotet der österreichisch-US-amerikanische Autor John Wray die Grenzen der Solidarität unter heranwachsenden Außenseiter*innen aus. Frech webt er reale Figuren aus der Metalszene in seine Geschichte ein.

Weshalb werden Coming-of-age-Geschichten geschrieben? Gemeint sind Romane, in denen das individuelle Heranreifen der Protagonist*innen eine wichtige Rolle spielt. Es geht um die Phase, in der man versucht, das kindlich-jugendliche Ich abzustreifen, eine erwachsene Version davon zu finden – darum, sich einen Platz in jener fragwürdigen Welt zu erkämpfen, mit der man so vehement kollidiert. Wer eine solche Geschichte schreibe, so Goethe, der könne sich vornehmen, was er wolle, am Ende sei es immer auch „eine Art von Confession, und zwar auf eine Weise, von der er sich kaum selbst Rechenschaft zu geben versteht“.

Auch John Wray hat mit „Gone to the Wolves“ (in der deutschen Übersetzung: „Unter Wölfen“) eine solche Beichte vorgelegt. Der US-amerikanisch-österreichische Schriftsteller vollzieht sie anhand dreier Protagonist*innen und ihrer spannungsreichen Freundschaft.

Im Mittelpunkt steht Christopher Chanticleer Norvald, genannt „Kip“, und die Geschichte beginnt in Florida. Kurz vor dem High-School-Abschluss wird er im Oktober 1987 von den Jugendbehörden von Tallahassee in das am Golf von Mexiko gelegene Venice verfrachtet, wo ihn seine Großmutter in Obhut nimmt. Der Vater sitzt im Knast, weil er gegen Kips Mutter gewalttätig war; diese ist mit der Erziehung des Sohnes überfordert. Auch Kip nämlich brennen ab und zu die Sicherungen durch: Vor allem, wenn er sieht, wie andere tyrannisiert werden, betritt er, was er den „white room“ nennt, und haut den Bullys auf die Glocke. Leider verliert er während dieser Berserkerwut jedes Maß und kann sich nachher an nichts erinnern.

In einer solchen Situation lernt Kip auch Leslie Aaron Vogler kennen, einen schlaksigen Hänfling aus der selben Schule, der sich lieber „Z“ nennen lässt und den er aus den Fängen eines Dealers befreit. Z ist schwarz, bisexuell, wurde von einem jüdischen Ehepaar adoptiert und ist ein Metalfan

durch und durch. Dank ihm lernt Kip den Musikstil kennen und sieht kaum fünf Monate, nachdem deren erstes Album „Scream Bloody Gore“ erschienen ist, ein Konzert der legendären Band „Death“ im lokalen Jugendklub.

Wenige Tage zuvor hatte Z die Platte aufgelegt. „Dann setzte das Kreischen ein. Es hörte sich an, als versuche jemand ein Kinderlied zu singen, während er auf dem Scheiterhaufen verbrannt wird. Der Sänger klang wütend, oder ekstatisch, oder er hatte entsetzliche Schmerzen – wissen konnte man das nicht, weil der Text unmöglich zu verstehen war.“ Und vermutlich stimmte in Wahrheit alles drei. Kotzübel war Kip danach und doch war das Hörerlebnis für ihn eine Offenbarung: „Dass nichts im Leben gut werden würde. Jetzt nicht und auch in Zukunft nicht. Und das machte absolut Sinn für ihn.“

Es ist vor allem die Musik, die die Außenseiter zusammenfinden lässt und ihre je eigenen Beschädigungen in eine gemeinsame Sprache übersetzt.

Es ist vor allem die Musik, die die beiden Außenseiter zusammenfinden lässt und ihre je eigenen Beschädigungen in eine gemeinsame Sprache übersetzt. Das gilt auch für die dritte im Bunde, Kira Carson. Ihre innere Raserei lässt sich allein durch deren musikalischen Ausdruck allerdings nicht besänftigen; zu machtvoll ist der selbstzerstörerische Sog, dem sie ausgesetzt ist und der von üblen Erfahrungen herrührt, deren Ausmaß man nie erfährt. Für sie wird die in Klang gegossene Radikalität zur Sucht nach immer extremeren Grenzerfahrungen.

Von Florida nach Los Angeles und über Berlin nach Norwegen führt das Trio die Reise. Das skandinavische Land ist es auch, in dem die über mehrere Jahre hinweg sich erstreckende Geschichte ihrem Höhepunkt entgegenreißt. Kip ist mittlerweile Musikjournalist geworden und hat zwischenzeitig mit Kira in einer Beziehung gelebt. Leslie ist von Los Angeles

LITERATUR / ANNONCE

FOTO: EPA-EFE/HELLE ARENSBAK



Trotz Nahaufnahmen aus der Welt dieses Musikstils kein Heavy-Metal-Roman: John Wray's „Gone to the Wolves“.

nach Florida zurückgezogen, nicht zuletzt, weil für ihn als Schwarzen und queeren Mann letztlich kein Platz in der engstirnigen, teils reaktionären Metalszene war. Und Kira ist auf der Suche nach Authentizität, nach einem Lebensstil, der nicht hinter die radikale ästhetische Haltung des extremen Metal zurückfällt, schließlich in der norwegischen Black-Metal-Szene gelandet – genau zu der Zeit, als der Kult um die Band „Mayhem“ und den Osloer Plattenladen „Helvete“ ihrem Höhepunkt entgegensteuert und eine Serie von Brandanschlägen auf historische Kirchengebäude ihren Anfang nimmt. Dort verlieren sich Kiras Spuren. Als schließlich sogar das FBI deswegen ermittelt, schließen sich Kip und Leslie zusammen und machen sich auf die Suche nach ihrer vermissen Freundin.

Im Jahr 2017 hat John Wray mit einem Text aus dem Erzählband „Madrigal“ erfolgreich am Klagenfurter Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb teilgenommen. Sein vorangegangener Roman „Gotteskind“ (im englischen Original: *Godsend*) erzählte die Geschichte einer jungen Frau, die sich auf der Suche nach Sinn als Mann ver-

kleidet in einer Koranschule in Afghanistan und schließlich gemeinsam mit anderen jihadistischen Kämpfern an der Front wiederfindet. Auch sie war einer Familienstruktur entflohen, die man heute gerne euphemistisch als „dysfunktional“ bezeichnet.

In seinem neuen Buch lässt der Autor drei solcher tief verletzten Protagonist*innen zueinanderfinden und zeigt zugleich, dass auch ihre Solidarität zueinander als Außen-seiter*innen nahezu zwangsläufig Grenzen hat. Zu unterschiedlich ist ihr Erfahrungs- und Schmerzhorizont, zu groß der an ihre jeweiligen Traumata gebundene Wiederholungszwang, als dass sie einander ungeschoren lassen könnten. Doch in größter Gefahr finden sie wieder zueinander und erleben dies als kathartisch. Das macht zwar nicht alles wieder gut, lässt sie aber spüren, dass man auch in den tiefsten Abgrund, in den man gestürzt hat, nicht stürzen muss, sondern ihn überschreiten kann.

Der Autor lässt sein Buch an der Wiege des Death Metal beginnen: in Florida der 1980er-Jahre, mit Bands wie „Obituary“ und „Deicide“, deren Mitglieder er ebenso unbekümmert

wie später jene der Band „Mayhem“ in Norwegen als Protagonisten in seinem Roman auftreten lässt. Er tut das mit Detailwissen, das in ihm einen Metal-fan vermuten lässt. Ein Heavy-Metal-Roman ist „Gone to the Wolves“ aber trotzdem nicht. Wray versucht auch nicht, den Sound des Metal oder die ästhetische Haltung dahinter in eine literarische Form zu übertragen. Aber er beschreibt die Stimmung und die Gefühlswelt derer, die diesem Musikstil und der Bewegung dahinter verfallen sind. Er findet Worte, um zu beschreiben, wie sich die Aufregung anfühlt, die die Jugendlichen beim Entdecken neuer Bands und neuer Musik erfasst. Und er nähert sich der Wurzel des damit verbundenen selbstzerstörerischen Impulses an; den Wunsch nämlich, sich selbst und diese Musik jeder Brauchbarmachung durch eine Welt zu entziehen, die alles, aber auch restlos alles entzaubert und ihrer abstrakten Verwertungslogik unterwerfen will.

Leider hat man nach Abschluss der Lektüre nicht das Gefühl, viel über die gesellschaftlichen Gegebenheiten erfahren zu haben, in denen das Leben der drei Hauptpersonen sich abspielt.

Auch ihre Charaktere gewinnen nur wenig an Kontur. Am Ende ist es dem Autor wichtiger, dem Spannungsbogen der von ihm erdachten Geschichte zu folgen als den Reifeprozess seiner Protagonist*innen zu beschreiben. Als Entwicklungsroman, mit dem das „Coming of age“-Genre bisweilen gleichgesetzt wird, lässt sich „Gone to the Wolves“ daher kaum bezeichnen. Stattdessen beruht der Roman auf einer Dramaturgie mit mehreren Höhepunkten, wie man es auch von einem gut durchkomponierten Metalalbum kennt. Auch das muss man erst einmal können, weshalb Wray's „Beichte“, die man ihres eigenen Sounds wegen vorzugsweise im englischen Original lesen sollte, zwar nicht große Literatur, aber sehr unterhaltsam ist.

John Wray: *Gone to the Wolves*. Picador, 400 Seiten.

John Wray: *Unter Wölfen*. Ins Deutsche übersetzt von Bernhard Robben. Rowohlt, 480 Seiten.

*Die Übersetzung der Zitate für diese Rezension ins Deutsche wurde durch den Autor des Artikels besorgt.

The fashion industry is the second-largest industrial polluter, accounting for about 10% of global pollution, ranking higher than emissions from air travel and maritime transport combined.



Together, we can change the world.